

SPIEGEL

Nr. 20

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

Die Säge von Mariels.

Erzählung von Ernst Zahn.

Fortsetzung

ses betrat den Haussgang. Dieser hatte wie das Haus nach außen wetter- und schützte Wände, Risse und Schäden, unter Boden war sauber. Die Witwe jeden war eine reinliche Frau. Sie wußt, um das Haus weihen und auslassen, aber was sie selbst an zu segnen und verachtete, tat sie. Ihr das Gebäude um so erstanden.

Baues der die das Marteis zog, war es für weiter erbaut, schlecht saßt, eine rete Ba Ein paar Minuten gingen auf den Flur, durch den Moses schritt. Aus der einen Tür drang Rauch. Hinter ihr lag die Stube. Es war Rauch, der kalt war, vielleicht schon seit Stunden in diesem ruhigen Raum schwelte. Im Ende des Flurs lag die Bohnstube. Auf diese schritt Moses zu. Da stand eine Mutter in einem Sonntagskleide und hatte das fettunene mitte Schuster noch nicht beiseite gelegt, mit dem nach Landessitte sie sich Feiertags schmückte. Sie lehnte im Pfosten einer zweiten, dem Eingang gegenüber sich befindenden Tür, die auf einen Holzstall führte. Ein eigenartliches, aus Sonne und Grün gemischtes Licht lag über der morschen Haarsonne und umfloss die Gestalt der Frau, deren schlanken, geschmeidigen Wuchs des kleinen Weibes hatte. Nun hörte sie den Knacker wend' sich um und machte sich zu schaffen,

indem sie das Tuch wegschloß und von einem Nagel ihre Werktagskleider nahm.

„Ich bin dort gewesen,“ sagte sie indessen. „Du kannst morgen in den Steinbruch gehen. Galanti will Dich nehmen.“ Moses antwortete nicht. Sie sah ihn an, wie er durch die Stube

und Zwecklosigkeit dahin und dorthin. An ihre Augen kam indessen ein Ausdruck von Erstaunen und Furchten, einer leisen Besorgnis, die sie nicht zeigen wollte; denn sie beobachtete den Knaben, dem die Besorgnis galt. Moses stand noch immer auf der Zinne und achtete der Mutter nicht. Der Schein von Glanz und Grün flutete in die Stube, ein

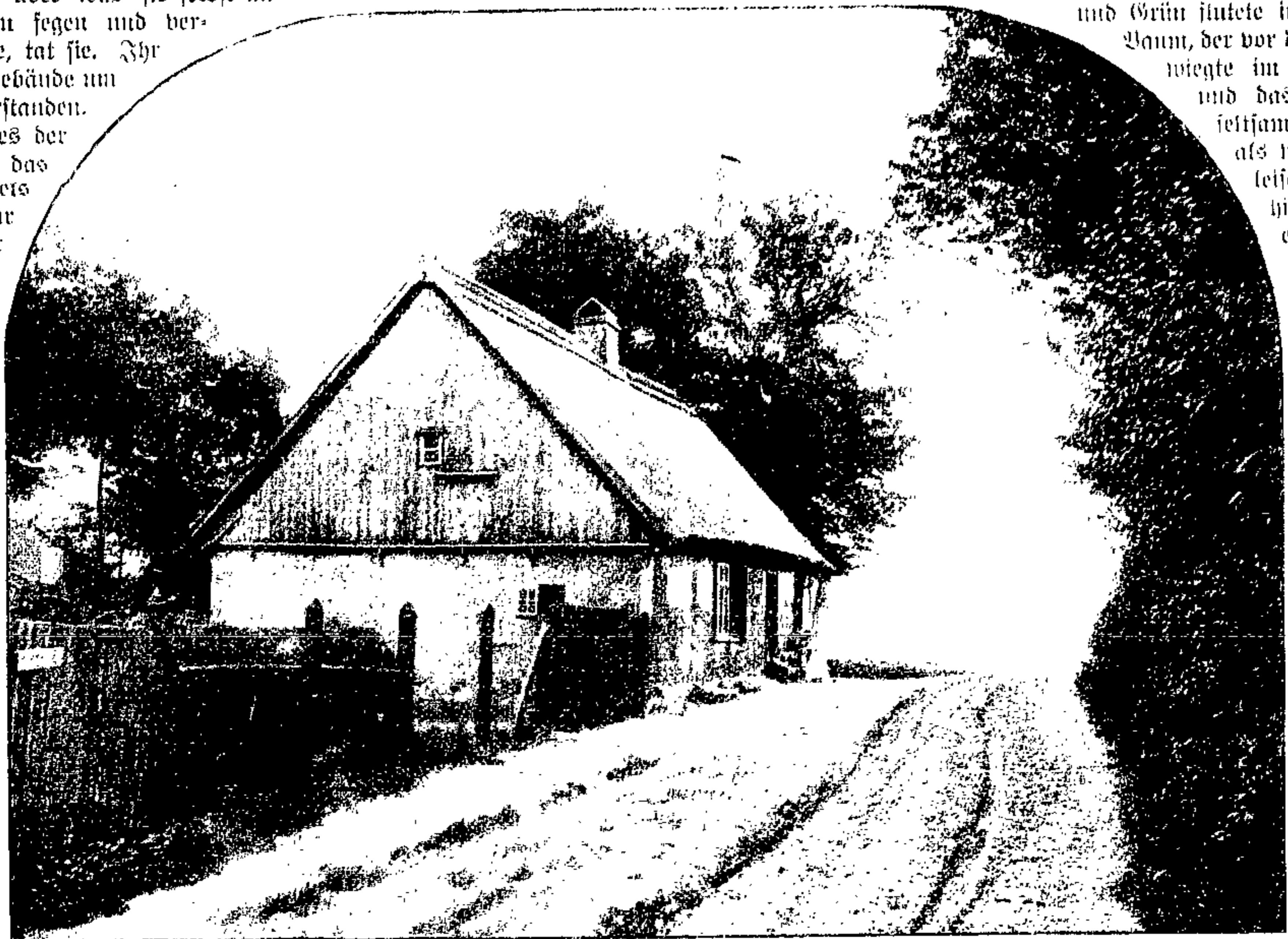
Vorhang, der vor dem Balkon stand, wiegte im Winde die Kleine und das Licht spielte so seltsam, daß es aussah, als wiege seine Krone leise in die Stube hinein. Die hatte eine lange Einrichtung; an der einen Wand das Bett der Mutter, in der Mitte einen tannenen Tisch und ein paar alte Stühle. Auf das Bett legte Julia Aschwothen die Kleider und begann an ihrer Jacke zu nesteln; dann aber zwang sie etwas, daß sie hinausging und den Sohn fragte: „Ist Dir's nicht recht mit dem Steinbruch?“ Er wendete sich sinnend um, und sie traten in die Stube zurück.

„Was weiß ich,“ antwortete er finster.

„Haben sie Dir wieder etwas getan?“ fragte die Mutter.

„Der Doß, der Hund,“ stieß er durch die Zähne.

Julia Aschwothen seufzte. Sie stand am Tisch, die braune Hand auf die Platte gestemmt, und sah aus, als ob sie Tränen verbeiße. Warum ließen sie den Knaben nicht in Ruhe? Wo er ging und stand, ließen sie ihn merken, daß er einen Buchhändler zum Vater gehabt. Seit



Landstraße in der Mark.

ging, auf den Balkon trat und in das grüne vom Strom durchrauschte Tal schaute. Sie hatte schönes braunes Haar, nur war es schon von grauen Fäden durchzogen und leuchtete nicht mehr. Ihre Haut war von Sommersprossen bedeckt und ihr Gesicht fröhlich, ohne Schönheit mehr. Die Nase sprang schnabelartig vor, die Augen waren in ihre Höhlen zurückgesunken und die Züge fastig. Sie griff mit dünnen, knochigen Händen in einer leisen, Verstreutheit

Jahren war es so. Anfänglich hatte er sich weinend bei ihr beklagt. Jetzt sprach er nur widerwillig mehr davon, aber sie sah, daß es mehr als früher an ihm fröh. Der Knabe war heiß und rasch. Eines Tages war er strahlenden Auges heimgekommen: „Mutter, ich will Offizier werden.“ Er war einem Trupp Soldaten begegnet. Sie war damals nicht darauf eingegangen; denn die Erfüllung und sein Wunsch schienen ihr zu weit auseinander zu liegen. Aber einen Augenblick lang hatte sie sich nicht enthalten können, sich anzumalen, wie wohl der schlanke Mensch in eine Uniform hineinwachsen würde und wie er den richtigen Eiser hätte, es zu etwas zu bringen. Das sagten alle, daß er den Eiser habe. Der Schullehrer, dessen Unterricht er genossen, hatte es gesagt, und die Meister sagten es, bei denen er seit kurzem sich im Taglohn verdang. Er griff mit heißer Freude alles an, was er begann. Sein Sinn war wie ein frohes Feuer. Aber sie waren von allen Seiten Steine hinein, daß er sich nicht entwickeln konnte, daß es manchmal plötzlich zusammenbrach, die Kraft verlor. Sie dämpften es mit vielen Würzen. Frau Julia sah die Steine ins Feuer fliegen, sah es zucken und sich winden aufs neue steigen, so deutlich und plastisch war ihr das Bild. Und sie hätte mit geballten Fäusten ins Freie eilen und denen Schimpfworte ins Gesicht freischen können, welche die Steine wiesen. Ihr selbst tat die Verachtung und das Entleben der Menschen nicht weh. Sie war abgeschrupft, gleichgültig, war nie mit erhobenem Kopf, sondern immer geduckt gegangen, aber mit dem Knaben war es anders, was sie dem taten, schnitt ihr in die Seele.

„Vielleicht ginge ich besser ganz fort von hier,“ sprach Moses jetzt.

Julia wußte, daß er recht hatte. Sie antwortete auch nicht, sondern ließ sich schweigend auf den Stuhl nieder, der neben ihr stand.

Moses setzte sich auf einen andern am jenseitigen Ende des Tisches.

Der Gedanke des Fortgehens beschäftigte sie beide. Er war etwas Durchbares für sie, denn sie waren nie aus der Heimat gewesen, kannten die Welt nicht und hatten daher Furcht vor ihr. Auch schien es ihnen nicht anders, als daß sie sich trennen müßten, wenn der Knabe fort wollte. Die Mutter hatte hier ihre Wohnstatt; daß auch sie gehen könnte, fiel ihnen nicht ein.

Während sie noch so in Gedanken saßen, hoben sie beide fast gleichzeitig die Gesichter und sahen einander an. Ihre Züge wurden dabei hell, als ob Sonne daraus bräche. Ein Lächeln durchzuckte sie, aber so leise und obenhin, daß niemand sagen können, ob es gewesen war. Sie sagten dabei gar nicht, was sie fühlten, keines gab dem andern ein zärtliches Wort. Bisherlich nur hatte auf ihren Gesichtern die Liebe geleuchtet, die sie einander verband. Und es war, als ob sie sich das Versprechen gegeben hätten: „Wir gehen nicht fort, gehen nicht auseinander, können nicht.“ Die Zärtlichkeit, die sie offen einander nicht zeigen mochten, verriet sich nachher in den gleichgültigen Worten, die sie wechselten.

„Magst Du Milch?“ fragte die Mutter den Sohn. „Du wirst durstig sein.“

Er verneinte.

„Es ist noch Holz klein zu machen. Ich will es besorgen,“ sagte er dann und verließ die Stube, um der Mutter Scheite zu richten, eine Arbeit, die sie sonst selbst besorgte, wenn er auf Taglohn war.

So war jedes aus innerlichem Zwang bedacht, dem andern zu Gefallen zu leben. In ihrem Weise also, schen sich verborgend, lag die Zärtlichkeit, für die sie keine Worte hatten.

*
Die Stube der Säge warf rote Lichter in die Bachschlucht. Ihre Fenster standen, rote Bierede, der Reihe nach auf den Fels gezeichnet,

über den das Wasser rann. Das Rad lief nicht. Das Haus barg in seinen Räumen ein so tiefes Schweigen, daß es auf den, der die Woche lang das Rad klappern und die Säge zischen hörte, fast beängstigend wirkte.

Maria Lombardi, die Sägerin, saß am Tisch unter der Hängelampe und nähte. Mit eisiger Nadel besserte sie ein großes Leintuch aus, das über ihren Schoß zu Boden fiel und neben ihrem graubraunen Kleid sich in Falten bauchte. Die Petroleumlampe an der Diele warf ihr Licht über den langen, starken, geneigten Rücken und auf das graue, dichte, gefräufelte Haar. Manchmal hob sie den Kopf, dann ließ der Schein über ihren Scheitel und sprang ihr in das grobknochige Gesicht. Es war gesund und wetterfest, sah aus wie dasjenige eines Menschen, bei dem alles ein hohes Alter verspricht. Es war nicht schön, nicht häßlich, ein entschlossenes, eher Zutrauen als Abneigung wedendes Antlitz. Die Augen, die in die Stube glitten, blitzen scharf, grau, ein wenig zornig. Maria Lombardi machte von Zeit zu Zeit eine Bewegung des Unbehagens, während sie nähte. Sie zuckte erst die eine, dann die andre Schulter hoch und sah sich um, als sei in der Stube etwas nicht in Ordnung. Das war die Stille, die sie bedrängte. Es ging ihr immer so und manchmal schien es ihr, als könne sie die Sonntage weniger gut leiden als die übrige Zeit, gerade weil sie diese Stille halten. Maria war eine starke Frau, aber es gab doch Stimmungen, die ihr das Herz schwer machten, und Sonntags kamen die am ehesten zu Besuch.

Auf der Bank, welche der einen Stubenwand entlang ließ, saß Joseph, der vierzehnjährige, und blätterte in einem alten Kalender. Zwischenhinein schlenkerte er die kurzen Beine über „Gotthard“, dem großen, zottigen, gelben Hund, der zu seinen Füßen lag. Das Tier hielt die Augen geschlossen. Wenn die Schuhe des Knaben seinen Rücken berührten, knurrte es bedrohlich, sah blinzeln auf und streckte sich wieder.

So waren gewöhnlich die Sonntagabende in der Stube der Sägerin: Die Knechte waren fort, gingen ins Wirtshaus, die alte Magd saß in der Küche oder legte sich frühzeitig, nur die kleine Angelina hatte sonst ihren Platz neben der Mutter oder half dem Bruder die Zeit verfüren.

Dem Knaben Joseph wurde das Leben langweilig. Er gähnte und ließ die Augen durch die vertäfelte, große, niedere Stube gehen, Ablenkung suchend. Zum tausendsten Male betrachtete er die paar Heiligen, die in schreiendem Leidfarbendruck aus schmalen Rahmen schauten. Sein Blick lief rundherum über die langen Wandbänke, den Tisch, der die ganze Fensterseite einnahm, und über die Wandschranktüren, die nebeneinander standen wie Soldaten, vier, dicht in Reih und Glied. Rundherum lief der Blick und noch einmal rundherum. Die gelben Brauen, die wie das Haar an das Mehl erinnerten, das die schneidende Säge unter sich streute, zuckten. Dann fiel dem Gelangweilten etwas ein, was ihm Unterhaltung schien.

„Angelina wird wieder bei der Aschwandin sein,“ hob er an zu sprechen. Dabei lauerte er mit schmalen Augen nach der Mutter hinüber. Eine kleine Schadenfreude, wie sie in jedem Kind steckt, das Begehr, der Schwester eine Unart nachzuweisen zu können, und dabei die Empfindung eigner Bravheit ließen ihn sagen, was er gesagt hatte. Vöse war er nicht, war nicht anders wie andre.

Maria Lombardi schwieg.

Der Knabe war enttäuscht. Hatte die Mutter nicht gehört? Sein Verlangen, der Schwester eine kleine Suppe einzubrocken, wurde durch den Miserfolg nur vermehrt. Ein wenig Giftigkeit regte sich in ihm. Er stand auf, schob die Hände in die Taschen der grauen Hose und scharrte mit dem einen Fuß den Boden.

„Ihr habt es doch verboten,“ sagte er in aufstachelndem Ton.

„Verklage Deine Schwester nicht immer,“ verwies Maria.

„Wenn Ihr es aber doch verboten habt,“ beharrte Joseph.

„Ich habe Euch verboten, zu oft mit Moses zu gehen, ihn ins Haus zu bringen, weil der alte Gott nicht mit ihm auskommt. Gegen die Aschwandin habe ich nichts. Sie ist eine fleißige Frau.“

Der Knabe sah seine Absicht bereitelt. Er war schlecht gelaunt. Sein altkluges, nachdenkliches Gesicht nahm einen Ausdruck von Gehässigkeit an. „Wenn ich so etwas täte,“ murmelte er. „Aber die Angelina kann immer tun, was sie will.“

Er verzog sich gegen die Tür, bewußt, daß er die Mutter erzürnte, wenn sie ihn verstanden hatte.

Franz Maria erhob sich rasch. Mit zwei langen Schritten kam sie auf Joseph zu. Der an Größe ihr kaum an die Höhe Reichende wollte durch die Tür schlüpfen, aber sie rief ihn mit strenger Stimme zurück und fasste ihn derb am Arm.

„Was hast Du gesagt?“ fragte sie.

Der Knabe trostete. „Es ist wahr, sie tun, was sie will, die Angelina.“

„Sei nicht so gehässig,“ schalt die Dame schlag sie den Knaben zweimal in den Rücken. Ihre Hand war schwer und die

Joseph weinte nicht, obwohl Schluchzen in die Wehle kam. Er trat nächstes Fenster zu. Dort stand er Kopf gesenkt, das Gesicht von Grimm finster. Seine anfängliche

Leid verwandelte sich in einen verhaltsweise fressenden Zorn. Die wieder in den Taschen hielt, ballte fest, bis er die Nägel im Fleisch

hatte das Gefühl, bitteres Unrecht haben. Seine Gedanken sprangen Ursache nach. Er zürnte der kleine als ob sie schuld wäre. Dann dachte

Aschwandin, und, weil er Angelina im Grunde liebte, vergaß er den Zorn auf sie und rückte der Nachbarin zu. Dann fiel ihm ein.

Er stand in sehr lockerer Beziehung Gespräch, um dessen willen die Mutter Joseph, geschlagen hatte, allein — so ja, dem Knaben plötzlich — um des Moses willen

hatte er eigentlich doch die Schläge bekommen. Seltsame Dinge gingen in des Knaben Seele vor.

Er war früher mit Moses Aschwanden nicht übel ausgekommen, mochte ihn aber im Grunde nicht recht, war, ohne es zu wissen, neidisch, weil jener flinker, anstelliger, ihm in vielen Dingen überlegen war. Und — nun — die Überzeugung setzte sich immer mehr in ihm fest: feinetwegen hatte er Schläge bekommen. Ganz unmerklich und verborgen sproßte in des Kindes Innern in diesem Augenblick die sündbare Pflanze Abneigung. Von dem Tage an mochte er Moses Aschwanden nicht mehr leiden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pole der Erde.

Von J. Wiele.

Sie Entschleierung der Polarwelt hat von jeher zu den größten, schwierigsten, aber auch reizvollsten Problemen der geographischen Forschung gehört. Gewaltige und ungeheure Strapazen, schwere Gefahren haben die abgehärteten mutigen Männer ertragen, um einzudringen in die von der Natur den Menschen verschlossenen Gebiete, und viele haben mit dem Leben den Versuch bezahlen müssen, die Geheimnisse des Nord- und Südpols aufzudecken. Besonders sind die Versuche alt, den Nordpol zu

Waren die Aufgaben der ersten polarexpeditionen indessen mehr praktischer Natur, so galt es, eine Durchfahrt nördlich von Grönland und von Amerika zu suchen und damit eine Abkürzung der weiten Seewege zwischen dem Atlantischen und dem Indischen und Stillen Ozean um das Kap der guten Hoffnung und das Kap Horn zu erzielen, so waren andere Meisen darauf gerichtet, den magnetischen Nordpol zu suchen, und schließlich stieß sich der Geist der Nordlandfahrer das Ziel, zu dem wirklichen Nordpol der Erde vorzudringen und die Polarländer wissenschaftlich zu erschließen.

Die von den Nordpolarländern eingenommene Fläche entspricht etwa der Hälfte des australischen Festlandes, Grönland allein fast einem Drittel desselben. Groß sind somit nur der arktische Archipel und Grönland, auf die zusammen 90 Proz. von der Gesamtfläche der Nordpolarländer fallen, klein alle übrigen Inseln und Inselgruppen. Man unterscheidet die amerikanischen Polarländer, nämlich den arktischen Archipel und Grönland, von den europäisch-asiatischen Polarländern, die alle übrigen Inseln zusammenfassen. Meist liegen die Nordpolarländer nahe vor Asien und Norbamerika, nur die europäischen haben größere Entfermungen von dem Festlande. Am weitesten nach Norden reichen Grönland, Grönland und Franz Josephsland. Den Raum zwischen den drei Kontinenten bedeckt das Polarmeer.

Vielfach ist die Meinung verbreitet, daß während eines halben Jahres die Polarländer in völliges Dunkel gehüllt seien. Das ist nicht der Fall, aber wohl verschwindet für etwa 140 Tage — meist am 14. Oktober — die Sonne, und es herrscht die sogenannte „arktische Dämmerung“, die es indessen gestattet, während eines großen Teiles der „Polarmacht“ allen Beobachtungen nachzugeben. Sehr eigenartig ist ferner die Erscheinung des Polarlichtes.

„dem arktischen Archipel versteht man zwischen dem Festlande von Nord- und Grönland, im ganzen 1 300 000 Meter, eine Fläche von der doppelten Größe Österreich-Ungarns. Sie zerfallen in drei Gruppen. Die südliche schließt sich am engsten an das Festland an, die mittlere oder die Parry-Inseln liegt nördlich der durch die Banksstraße, die Barrowstraße und den Lancasterfjord gebildeten nordwestlichen Durchfahrt, die dritte nordwärts von Jonesfjord. Die mittelgroßen Inseln des Archipels zeichnen sich durch Steilküsten und geringe Höhe aus, die meist 250 Meter kaum übersteigt, gelegentlich 500—600 Meter erreicht; häufig ist die Plateauform im Innern, an der Küste aber sind Fjorde allgemein. Die Bergletscherung ist geringer als in Grönland, aber das Eis macht den größten Teil des Jahres hindurch die Meeresstraßen unpassierbar.“

Das Eis wirkt auch in höchst ungünstiger Weise auf das Klima ein, da es, einem Eiskeller gleich, der bis in den Sommer hinein besteht, die Kälte lange festhält; infolgedessen entwickeln sich überaus niedrige Temperaturen. Die Minima erreichten im März 1876 in Grantland — 58,8 Grad, in der Lady Franklinbai — 57,1 Grad, und auch die Maxima der Temperatur im Sommer sind sehr gering, die Mitteltemperaturen des wärmsten Monats unter gleichen Breiten niedriger als in Westgrönland. Infolge der Verteilung des Luftdrucks herrschen fast das ganze Jahr hindurch nördliche Winde vor; das Minimum liegt meist in der Nähe der Baffinbai. Der größte Teil des Niederschlages fällt in Form von Schnee, meist im Frühjahr und Herbst, während der Winter trocken ist. Eis bildet einen Übergang von Nordgrönland, wenigstens an fehlen die an ge-

schützten Stellen Südgrönlands vorkommenden kleinen Waldungen von Birken, Erlen und anderen Bäumen völlig. Die üppigsten Bilder bieten kriechende Polarweiden und der im Frühsommer ausspriessende Blumenflor der Stauden und Kräuter in den tiefer gelegenen Tälern; Eriazeen, Saxifragen, Ranunkulazeen und der gelbe arktische Mohn sind am häufigsten. Die Bevölkerung ist außerordentlich spärlich und besteht allein aus Eskimos, 4000 an der Zahl, von denen etwa 1000 auf Baffinland kommen, der Rest über die anderen Inseln verstreut ist, besonders über die dem Festlande nahe gelegenen. Weiße kommen in dem arktischen Archipel nur zum Walfischfang und auf wissenschaftlichen Fahrten. Ansiedlungen gibt es daher auch nirgends. Politisch rechnet man den Archipel zu England.

Das größte Polarland, seiner Fläche von 2,17 Millionen Quadratkilometer nach ein Mittelglied zwischen der größten Insel, Neuguinea, mit 814 000, und dem kleinsten Erdteil, Australien, mit 7 631 000 Quadratkilometer, ist Grönland, das „Grüne Land“ der Skandinavier. Es erstreckt sich von Kap Parvel unter 60 Grad bis 83,39 Grad, also über 23½ Breitengrade, d. i. eine Entfernung von 2600 Kilometern, während sich seine größte Breite von 1050 Kilometer (unter 78 Grad nördlicher Breite) allmählich verringert, so daß eine Dreiecksgestalt herauskommt. Im Norden trennen die Independencebai und ein langer Fjord, der Pearykanal, eine Insel ab, auf der das Kap Washington liegt, die nördlichste Spitze des Landes, im Nordwesten scheiden der Kennedykanal, die Kanebai und der Smithfjord Grönland von dem arktischen Archipel. Halbinseln, wie Halland, Washingtonland und Prudhoeiland, springen nach Westen vor, und Golfe, wie der Whalenfjord und der Anglesfieldgolf schneiden ins Land ein. Unter 77 Grad fällt die Westküste ostwärts ab, wodurch die Melvillebai entsteht, dann folgt eine Küste mit vielen Fjorden, Buchten, Halbinseln und Inseln, aber doch im ganzen von geradlinigem Verlaufe bis zur Südspitze; nur der Umenafjord und die Diskobucht und -insel gliedern die Küste stärker. Auch die Ostküste hat das Gepräge einer Fjordküste, ist aber zwischen 60 und 70 Grad weniger gegliedert als die Westküste, nördlich von 70 Grad mehr, besonders durch den Scoresbysund, den Davysund, den König Oskar-Fjord und den Kaiser Franz Joseph-Fjord, die die größten Halbinseln Grönlands und eine Menge Inseln herausgeschnitten haben, darunter die Clavering- und Penduluminsel. Von Kap Bismarck an bis zur Independencebai ist die Ostküste nahezu unbekannt geblieben.

Bau und Oberflächengestalt konnten bisher nur an den Küsten studiert werden, weil das gesamte Innere von einer riesigen Eiskappe überdeckt ist. Die Oberflächenformen der Küstengebirge sind überall einander ähnlich, weil dieselben Kräfte sie geschaffen haben, die Meeresbrandung, die Verwitterung und das Eis. Der hervorstechendste Eindruck der Landschaft ist Dede, Kahlsheit und Schroffheit. Steil erheben sich die Berge an der Westküste bis 1800, an der Ostküste bis 2000 und 2500 Meter, hier am höchsten in der wahrscheinlich 2700 Meter hohen Petermannspitze am inneren Ende der Fjorde Oskar und Franz Josef. Das Ganze hat also alpines Gepräge, zumal da es von 1500 Meter Höhe auswärts dauernd verschneit ist, und da Gletscher in großer Zahl durch die Täler zum Meer hinabströmen; auch die von den Gletschern aufgestauten Moränen, die den Seen der Hochgebirge ähnelnden Wasserspiegel der Fjorde, der Mangel an Vegetation auf der Höhe und die häufigen Nebel erinnern an die Alpen, ebenso wie die Flüsse mit ihrem Gletscherursprung, mit dem starken Gefälle, der Unfertigkeit ihrer Täler sowie ihrem Reichtum an Talterrassen, Stufen

und kleinen Landseen; meist gefrieren sie von Oktober bis Juni und sind daher nur drei Monate im Jahre offen. Fremdartig aber berühren die Eisberge auf den Fjorden.

Das Innere Grönlands liegt unter einer Eisdecke, die als Inlandeis oder Winneneis bezeichnet wird und als ein lebender Zeuge der Eiszeit gelten kann. In der Tat bietet Grönland die beste Gelegenheit, uns in die Eiszeit zurückzuversetzen. Es darf angenommen werden, daß fast das ganze Land von einer großen Eishäube oder Eiskalotte bedeckt ist: südlich von 65 Grad hat diesen Zustand Hansen bei seiner Überquerung des Innern festgestellt, Nordenkiölds Lappen sind unter 68 Grad bis nahe an die Mitte der Eishäube vorgedrungen, und Peary stellte sie im äußersten Norden zwischen der Anglesfield- und der Independencebai fest. Ihre Seehöhe betrug im Süden 2700, unter 68 Grad 1900 Meter, und es scheint, daß das von der Eisdecke begrabene Gebirgsland einen einseitigen Bau mit stärkerer Neigung nach Osten als nach Westen aufweist. Hansen fand nämlich, daß der höchste Punkt nur 200 Kilometer von der Ostküste, aber 300 Kilometer von der Westküste entfernt war. Die Oberfläche des Winneneises ist eben und von Schnee bedeckt, aber gegen die Küsten zu treten die Spalten, Nunataks, des vom Eise begrabenen Gebirges hervor, allerdings nur bis zu einer Entfernung von 52 Kilometer von der Küste, an der Westseite aber bis weiter ins Innere. Die Westseite ist daher auch mehr vom Eis entblößt als die Ostseite und dadurch wieder der Vegetation und den menschlichen Ansiedlungen zugänglicher. Man unterscheidet jetzt von der Küste nach dem Innern zu mehrere Landschaftszonen: zuerst das Gebirgsland der Küste, dann eine wenig entwickelte Grundmoräne aus Steinen, Lehm und Eis, drittens den von Spalten durchschlitzten Rand des Eises, viertens das äußerst stark gegliederte, in 6 Metern hohen Zügen angeordnete Gipfelleis, fünftens das Höchtereis mit ½ bis 2 Meter hohen Höckern, sechstens die Flüsse und Seen tragenden Senkungen, siebentens die Schneebrechen und endlich im Innern die trockene Schneewüste, unter der sich eine härtere Kruste und wieder eine dicke Schneeschicht befindet; hier ziehen Terrainwellen des Eises meist in meridionaler Richtung.

Seen und Wasserläufe mitten im Winneneise wurden schon 1870 von A. C. Nordenkiöld nachgewiesen. Meist fließen von den Eismassen Wasserläufe ab und vereinigen sich zu einem See, diesem entquillt wiederum ein größerer, oft reizender und wasserreicher Fluß, der nicht selten mit einem mächtigen Wasserfall in die Küste des Winneneises hinabstürzt, um gelegentlich sogar an anderer Stelle als Springbrunnen wieder emporzutauchen. Das von dem Innern langsam nach den Rändern Grönlands abströmende Inlandeis quillt über diese in Form von Gletschern hinaus, die mit sehr verschiedener Geschwindigkeit nach dem Meere zu hinausgepreßt werden. Während das Inlandeis in einem Tage etwa 0,3—0,4 Meter zurücklegt, erreicht die Schnelligkeit der Gletscher in den Küstengebieten 16—30 Meter in 24 Stunden. An ihrem Grunde bilden sich Schmelzwasser, die Grundmoräne ist mit Eis und Sand vermischt, und zuweilen kann man eine aufwärtsbewegung des Eises bemerken. An einigen Stellen tritt offenbar der Rand des Winneneises selbst an das Meer heran, wie bei dem sogenannten Humboldtgletscher an der Kanebai, aber im allgemeinen sind es nur Gletscherzungen, die zur Küste gelangen. Münden sie in einen Fjord, so bricht die Eisfläche ab, sobald das Wasser tiefer wird und das leichtere Eis des Gletschers von dem schwereren Wasser emporgetrieben wird. Dann bilden sich Eisberge, zum Teil von sehr großer Höhe. Sie treiben in den Fjord hinaus und erfüllen diese Eisfjorde genannten Abzugs-



Einfache Mühle.

kanäle des Inlandeises oft vollständig, besonders während des Winters. Sobald aber das Eis der Fjorde selbst austaut, gewöhnlich Anfang Juni, treiben die Eisberge ins Meer hinaus und auf der Labradorströmung südwärts bis zur Neufundlandbank, wo sie abschmelzen.

Das Klima Grönlands wird dadurch gekennzeichnet, daß hier der eine der beiden Kältepole der nördlichen Halbkugel liegt und daß die Jahresisotherme von 0 Grad den äußersten Süden schneidet. Ganz Grönland ist also im Jahresdurchschnitt kühler als 0 Grad, das Innere hat sogar voransichtlich ein Jahresmittel von -20 Grad. Im Januar beträgt das Mittel im Süden zwischen -5 und -10 Grad, im Inneren -10 Grad, während der Sommer im ganzen Innern anscheinend eine Mitteltemperatur von 0 Grad, an den süßesten bis zu +8 Grad erreicht.

Die tiefste Temperatur war auf der Dänemarkinsel im Scoresby-Sund -46,8 Grad; im Innern stand Nansen bereits Mitte September 15 Grad und regelmäßig als Tagestemperatur -30 bis -34 Grad. Hier im Innern liegt der Kältepol, doch ist es zweifelhaft, ob so niedrige Temperaturen erreicht werden wie in Verchojanst an der Tana in NordSibirien, wo sie hart an den -20 Grad herankommen. Im Sommer treten dagegen ziemlich hohe Temperaturen auf, auf der Dänemarkinsel +15,2, in Julianehaab +19, im ganzen aber kommt die

Sommerwärme auch im äußersten im Mittel nicht über 9 Grad hinaus. Der wärmste Monat ist vielfach der August, nicht der Juli, der kälteste demgemäß häufig erst der Februar, ja die größten Minima bringt nicht selten der März. Bezeichnend sind ferner die außerordentlich starken Temperatursprünge nicht nur im Sommer mit Kälterücksäßen, sondern auch im Winter unter dem Einfluß warmen Südwindes, wenigstens an der Westküste. Der Luftdruck ist während des Sommers meist höher als 760 Millimeter, infolgedessen ist die Luft dann meist ruhig, die Winde kommen aus östlicher Richtung. Im Winter ist der Luftdruck besonders im Süden niedrig, bis unter 750 Millimeter; jetzt kommen die Winde von Nordosten und sind somit ebenfalls kalt. Stürme sind häufig, besonders im Süden im März und April, meist Schneestürme von mehrtagiger Dauer. Der Niederschlag nimmt von 1300 Millimeter in Nuuk (61,12 Grad) über 680 in Godthaab (61,10 Grad) auf 210 in Nuuk (69,12 Grad) ab, wächst dann aber bis Upernivik wieder auf 350 Millimeter; der Süden ist also, da er dem dauernden Luftdruck-



Märkischer Dorfplatz.

minimum der Gegend von Island nahe liegt, feucht, der Norden aber, im Gebiet des arktischen Maximums, trocken. Naturgemäß fällt ein großer Teil des Niederschlages in Form von Schnee, so daß der Süden im ganzen schneereicher ist als der Norden; Schneefälle von vier bis fünf Tagen Dauer sind beobachtet worden.

Die Vegetation ist, da das ganze Innere unter Eis begraben ist, auf die Ränder Grönlands beschränkt. Was unter der Eisddecke hervorragt, ist, soweit es hoch aufsteigt, von einer alpinen Vegetation bestanden, während in den tieferen Teilen der Küstengebiete und in den Gebirgstälern Tundra vorherrscht. Aber es kommen sogar noch niedrige Waldungen vor, freilich nur im äußersten Süden an den geschütztesten Stellen, namentlich am innersten Winkel der Fjorde, aber sie enthalten immerhin doch zwei Arten Birken, die Erle, die Weide und den Wachholder. Die Höhe der Bäume erreicht aber 4 Meter nicht mehr, und oben fehlt überhaupt. Wo der Wald auch in mehr geblieben, sehr büschchen zusammengewachsen.



In der Mark: Am Kreuzweg.

Im feichten Waffer. Nach einem Gemälde von Adolf Lins.



sluren häufiger werden; hier trifft man noch Weiden, Erlen, Wacholder, eine größere Zahl Stauden, dann Gräser, Moose, Farne. Vermindert sich der Wuchs der Holzpflanzen noch weiter, so entsteht die Heide, an der Bergbirken, Wacholder und eine Menge Stauden, Ericaceen, Rhododendren sowiebeerentragende Pflanzen teilnehmen. Häufig sind ferner Moore. Ein großer Teil der grönlandischen Pflanzen ist erst nach der Eiszeit von Süden aus eingewandert, unter uns daher sehr bekannt an, wie Löwenzahn, Steinbrech, Schafgarbe, Knöterich, Glockenblume, Hahnenfuß, Schachtelhalm und Wörkapp, und als Nupfplante Sauerampfer, Rüben, Kohl, Spinat, Radieschen, neben der allgemein verbreiteten Staudenbeere. Nach Norden zu wird die Pflanzendecke dünner. Von Holzgewächsen dringen namentlich Erlen und Wacholder vor, von Stauden und Kräutern Hahnenfuß, Löwenzahn, der arktische Mohn, Steinbrecharten und gewisse Gräser, und auch an der trockenen Ostküste begegnet man noch Weiden, dem Löwenzahn und dem Fingerkraut, Gräsern, Moosen und Flechten, die der Landschaft braune und graue Töne verleihen. Europäische Pflanzen wandern auch hente noch in Grönland ein und erhalten sich auch dort, aber die gesamte Flora hat seit der Eiszeit ein ausgesprochen boreales alpinus Gepräge, während zur Kreidezeit eine ausgesprochen tropische Flora vorhanden war, die während der Tertiärzeit infolge der abnehmenden Wärme allmählich in eine subtropische und gemäßigte überging.

Die Tierwelt ist in allen Polarländern in eigentümlicher Weise den klimatischen Verhältnissen angepasst. Sie schützt sich gegen die Kälte durch das dicke Haarkleid, vielleicht aber auch durch die weiße Farbe, die aber auch als Anpassung an die Farbe der Schneedecke und der Eisfelder aufgefasst werden kann. Die Nahrungsauhnahme erfolgt fast nur während des Sommers, im Winter dagegen muß von dem aufgespeicherten Nahrungssstoff gezecht werden. In den kurzen Übergangsmonten zwischen Sommer und Winter wird das Haarkleid oft sehr rasch gewechselt. Nicht selten finden große Wanderungen statt, um günstigere Bedingungen für die Ernährung zu finden; dadurch bekannt sind Moschusochs, Reuntier und Lemming. Noturgemäß ist die Fauna arm an Arten, da ja auch die Flora ärmlich ist, aber eine Reihe von Polartieren gehören zu den bekanntesten Tieren überhaupt und einige auch zu den größeren Erscheinungen der Tierwelt. Von Landsäugetieren sind erwähnenswert der Moschusochs, der vom arktischen Archipel über die Nordküste Grönlands nach der Ostküste gewandert ist, das Reuntier im ganzen Polargebiet, außer Franz Josefsländ, der beiden folgende Polarwolf, der Eisfuchs, den Nansen noch nördlich vom 85. Grad sah. Das Hermelin kommt nur in den amerikanischen Polarländern vor, der Bielfraß in den europäisch-asiatischen, der Lemming überall, mit Ausnahme von Spitzbergen und Franz Josefsländ, der Eishase nur in dem arktischen Archipel und in Grönland. An der Grenze von Land und Meer, fast mehr auf dem Eise des Meeres, lebt der Eisbär.

Wichtiger als die Landsäugetiere sind für die Eskimos die Meerestiere, der Grönlandswal, der Blauwal, der Fintwal, der Weißwal und der Narwal, ferner von Robben das Walroß, der Seehund, die Bartrobbe, endlich von Fischen der Dorsch, der Hering, der Kapelan, der Heilbutt und der Polarhai. Auch die Vögel sind für die Einwohner eine Nahrungs- und Erwerbsquelle, zumal da sie vielfach in ungeheuren Scharen als scheinliche „Vogelberge“ auftreten, namentlich Möwen, Scharben, Lummen, Alken, Papageitaucher, Eiderenten, Läufcher, Regenpfeifer, Sturmvögel, von Landvögeln Schneeammer, Schneehuhn, Schneeeule, Falken und Adler. Auffallend ist die Häufigkeit der

Schmetterlinge, deren es auf Grinnelland noch 17 Arten gibt.

Grönland ist das einzige Polarland mit einer verhältnismäßig anscheinlichen und zahlreichen Bevölkerung. Es beherbergt nämlich von den 40 000 Eskimos des ganzen amerikanischen Nordens ungefähr ein Viertel, nicht ganz 10 000, die freilich, den polaren Bedingungen entsprechend, über einen sehr großen Raum verteilt sind, da sie sonst sich nicht ausreichend mit Nahrung versorgen könnten. Heute bewohnen sie die ganze Westküste bis zum Smithsund und die Ostküste bis etwa 66 Grad, im Mittelalter aber nahmen sie auch die nördlicheren Gebiete Grönlands an der Westküste ein und drangen im 14. Jahrhundert zum Nachteil der europäischen Ansiedlungen südwärts vor. Man unterscheidet die Eskimos der Westküste, mit einiger von den Dänen übermittelter Kultur, von denen der Ostküste, und endlich die nördlichen Eskimos der Westküste nördlich von der Melvillebai. Die beiden letzten Gruppen haben keine näheren Beziehungen zu den Dänen, doch wandern Ostgrönländer in die dänischen Kolonien der Westküste ein. Die Einwanderung der Eskimos in Grönland überhaupt scheint von Norden her erfolgt zu sein.

Europäer haben Grönland zuerst Ende des 10. Jahrhunderts besiedelt, und zwar Skandinavier, sicher Erik der Rote 983, vielleicht schon Gunnbjörn zu Anfang des 10. Jahrhunderts. Während der ersten Hälfte des Mittelalters blieb Grönland in naher Beziehung zu Skandinavien und gehörte nacheinander den Erzbistümern Hamburg-Bremen, Lund und Drontheim an, bis im 13. Jahrhundert ein selbständiges Bistum Grönland eingerichtet wurde. Kolonien bestanden nicht nur an der Westküste, Besterbygd, sondern auch an der Südseite, Österbygd, und selbst nördlich von 73 Grad. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts aber gingen sie rasch zurück, und schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts erlosch alle Kenntnis von Grönland in Europa. Erst 1721 begann Hans Egede, der Gründer der modernen grönlandischen Kolonie, die Besiedlung aufs neue und setzte nach großen Schwierigkeiten bis 1750 die Errichtung mehrerer Niederlassungen und Bekehrung der westlichen Eskimos durch.

Heute gehört das bewohnte Gebiet Grönlands zu Dänemark und hat auf 88 100 Quadratkilometer fast 12 000 Einwohner, also eine Volksdichte von 0,1. Davon kommen auf Südgrenland 6400, auf Nordgrönland 5200, auf Ostgrönland 400. Die Siedlungen sind von der dänischen Regierung gegründete und unterhaltene Handelsniederlassungen, im ganzen etwa 66. Ihre Einwohnerzahl kann daher nicht groß sein; sie schwankt zwischen 20 und 400. Europäer leben in Grönland etwa 160. Am zahlreichsten sitzt die Bevölkerung im Süden, wo der Distrikt Julianehaab in acht Stationen fast 3000 Einwohner hat, obwohl ein Eisstreifen die Küste blockiert; hier liegen die Ansiedlungen Frederiksdal, Lichtenau, Julianehaab. Weiter nördlich folgen Frederikshaab, Ivigtut und Godthaab, der Hauptort der gesamten Kolonie, mit 40 Europäern, in Nordgrönland endlich Godhavn auf der Insel Disko, weiter Upernivik als nördlichste aller Handelsniederlassungen, während die nördlichste Ansiedlung der Eskimos Etah am Smithsund ist. Auf der Ostseite liegen Angmagssalik und Tasiusak nahe 66 Grad. Die wirtschaftlichen Verhältnisse Grönlands sind bescheiden, der Handel ist wegen des Eises auf den Sommer beschränkt. Ausgeführt werden Speck, Seehundfelle, Vogelfedern, Fuchs- und Bärenfelle, Eiderdaunen, Fischleber, Walfischbarten, Tran, Walross- und Narwalzähne, Stockfisch sowie das zur Färberei dienende Mineral Kryolith von Ivigtut.

Zwischen dem arktischen Archipel und Grönland einerseits und dem asiatischen Erdteil und

Franz Josefsländ anderseits dehnt sich die trale Polarmeere aus. Allerdings sind noch 4-5 Millionen Quadratkilometer Umgebung, 3 Nordpol, besonders in der Richtung auf die Beringstraße zu, unerschöpflich; es ist sehr wahrscheinlich, daß davon nur Land ist, weil das Polarmeere oder das sogenannte Nördliche Eismeer kein flaches, vielmehr ein recht tiefes Becken ist. Auf samten Strecke, die Nansen von den Neuen Inseln bis nach Spitzbergen zurückstieg, überstiegen die Tiefen 3000 Meter und er nördlich der Neufibirischen Inseln 2850 Meter. Offenbar aber handelt es sich hier nur um den Rand des Beckens, so daß in der Nähe der noch größere Tiefe erwartet werden. Das Polarmeere ist überall von Land umgeben, außer zwischen Grönland und Spitzbergen öffnet sich eine 600 Kilometer breite Meer nach dem europäischen Nordmeer zu, die 80 Grad noch eine Tiefe von über 4000 Meter hat. Von dem Großen Ozean wird das Meer dagegen durch die seichte Stelle des Frammeeres auf eine Entfernung von mindestens 15 Breitengraden, also etwa 1650 Kilometer, geschieden. Das Polarmeere ist, so weit man bisher kennt, noch Nansen „mit zusätzlichen hängenden Massen von Eisschollen bedeckt“, in beständiger Bewegung sind und zusammenfrieren, bald auseinandergerissen, aneinander zerstoßen werden“; es ist darüberhaupt nur von ganz besonders gut geschiffen befahrbar. Das Eis wird 2-4 Meter dick, türmt sich aber gelegentlich zu Wällen 9 Meter Höhe, dem sogenannten Packeis, anderseits schmilzt es im Sommer ab und dann von Wassertemperaturen bedeckt, die eine Navigation und eine Fauna haben. Die Bewegungen in den Eismassen werden durch Strömungen veranlaßt, die anscheinend wieder regelmäßig Winden folgen. Die bedeutendste der Drift, der Weg, den die „Jeanette“ zurückgelegt hat, führt Nansen zur Durchquerung zwischen den Neufibirischen Bergen mit Erfolg benutzt. Das Klima des Polarmeeres scheint außerordentlich kalt zu sein, wenigstens bleibt das auf der Fram für berechnete Julimittel mit +0,2 Grad 2½ Grad gegen die Landstationen im hohen Norden zurück. Der Winter ist aber jeder etwas weniger kalt als auf dem benachbarten Grönland, der kälteste Monat wird — 18,5 Grad berechnet, und das absolute Minimum auf Nansens Fahrt war — 52,6 Grad. (Schluß)

Heimliche Liebe.

Willst du dein Herz mir schenken, so fahr heimlich an,
Dass unser beller Denken, niemand erkenne,
Die Liebe muß bei beiden allezeit verschwiegen,
Drum schließ die größten Freuden in deinem Herzen.

Behutsam sei und schweige, und graue keiner Zweck
Lieb' innerlich und zeige dich aufgel und bekannt,
Kein Argwohn mußt du geben, Bruststellung nötig,
Genug, daß du mein Leben, der Freu' verschaffest.

Begehrte keine Blicke von mein' Liebe nicht,
Der Neid hat viele Ecken auf uns'r'n Bund gerichtet,
Du mußt die Brust verschließen, ha' deine Neigung,
Die Lust, die wir genießen, mußt' mein Geheimnis.

Zu frei seist, sich ergehen, hat st' Gefahr gebracht,
Man muß sich wohl verstehen, eil ein falsch' Wacht,
Du mußt den Spruch bedenken, den ich vorher gesagt,
Willst du dein Herz mir schenken, so sang' ich heimlich an.

Der Zuchthauslehrer.

Skizze von Ernst Frey.

Donnerwetter noch einmal," rief der Brauereibesitzer einem ihm gegenüber im Stammstisch sitzenden jungen, schlanken Menschen an, "ich kann Sie wirklich ganz und gar nicht begreifen, Gruber -- Sie mit Ihren Fähigkeiten, Ihrem Wissen, schlagen eine sehr gute Stelle an der Schule aus, um Zuchthauslehrer zu bleiben! Wir haben wohl einiges zu hören bekommen von Ihrer Vorliebe für Diebe und Mörder, aber daß Sie um dieser Ihre Zukunft auf Spiel sezen wollen, einfach . . ."

„Duhend Gäste in der Kunde nicht bei den Sprechenden zu und erwartete sein kräftiges Wort mit verständnisvoller Zugnahme. Doch es blieb ungesprochen. Gruber hatte seine großen, sinnenden Augen eindringlich angewandt, und war in Bewunderung über einen Blick, welcher ihm plötzlich den eigentlich bloß Geduldelen unter ihnen in ganz anderem Licht erscheinen ließ, verstimmt.

„Aber, Herr Gruber, überlegen Sie denn gar nicht?“ fragte ernsthaud sein Nachbar zur Rechten. „Was beziehen Sie durch die Anstalt, wenn's gut geht? Eintausend Frank zum höchsten und freie Station, denkt ich. Und die Ihnen angebotene Stelle ist, hören Sie, mit viertausend fünfhundert Frank besoldet.“

Nun schob noch der Wirt einen Stuhl den zu einer Antwort sich aufrichtenden ein, legte die Hand auf seine Schulter und meinte, den Ton des Brauereibesitzers streifend, falls auf ihn ein, vom großen Nachteil er jetzt von ihm behaupteten Stellung von den vielen Vorleiten derjenigen, welche hatte. Alles kam durch den ersten Blick, und zuletzt sagte nicht zu mir, noch mir nur neue Lust, wenn Sie nochträglich doch daran ersuchen, gern überlassen. Tun Sie das, Herr Gruber; bestimmen Sie sich eines Besseren und machen Sie uns nicht glauben, daß es Ihnen im Umgang mit Verbrechern wirklich wohler sei als im Verkehr mit lieben Kindern.“

„Ihr plagt Herrn Gruber zu sehr,“ sagte ein alter Herr mit frischroten Büchlein und dem gutmütigsten Gesichtsausdruck, zu welchem der ärgerliche, auf dem Wirt ruhende Blick im komischen Gegensatz stand. „Sie wissen gar nicht, wie groß seine Liebe für die armen Burschen da droben ist. Eben gestern hat er wieder einen deutlichen Beweis davon abgelegt.“

Alle wandten sich fragend dem letzten Sprecher zu, aber Anton erhob seine Stimme: „Meine Herren, es scheint, ich bin in Ihrer Achtung tief gesunken -- der Herr hatte sogar die Unhöflichkeit, mich kurzweg Gruber anzureden --, weil ich das vermeintlich Unsinnige beginne, eine besser bezahlte und gegen meine Leidige in Ihren Augen um so viel höher geschätzte Stellung auszuschlagen. Ich sehe, daß Sie alle fest glauben, es sei einer nur aus Not Zuchthauslehrer; und daß ich das Gegenteil beweise, dagegen empören sich vor allem Ihre vielen Vorurteile über meine Gefangenen, für die ich, seit es mir gegönnt ist, ein- oder zweimal wöchentlich an diesem Stammstisch zu sitzen, unter Ihnen vergeblich etwas Interesse gesucht habe. Das heißt, Sie waren immer neugierig, wie es bei uns droben zugehe und allerlei schlimme Geschichten hören Sie gern. Ja, vom Gebrauch eines bekannten Bösewichts alle Einzelheiten zu erfahren, machte Ihnen viel Vergnügen. Aber sprach ich vom Guten, das ich an diesem Diebe oder an jenem Mörder gesunden, dann erstarnten Sie schnell; und wollte ich

Ihnen einen Begriff geben von meinem Verhältnis zu diesen, meinen Schülern, von meiner edlen Aufgabe, dann stieß ich auf eine Teilnahmslosigkeit, für die ich keine Entschuldigung wußte und die mir sehr wehe getan hat. Ich will Zuchthauslehrer bleiben, jenen Armen zu Liebe, unter denen es manche gibt, deren Motive, welche sie zum Verbrechen führte, man kennen lernt, um sie loszusprechen vom Urteil, das die Allgemeinheit bloß auf ihre Tat hin über sie gefällt hat. Mein Mitleid für sie weckt unter Ihnen oft eine Dankbarkeit und Zuneigung, wie solche nur in guten Menschen lebt. Ich möchte Ihnen von zwei Männern erzählen, zwei Mördern, wie sie vor der Welt heißen, glauben Sie mir, meine Herren, ich habe noch nie Menschen mit besseren Herzen getroffen, wie diese Unglückslichen sie besitzen, und ich bin in mir überzeugt, daß beide der edelsten Tat fähig sind. Lassen Sie mich ein einziges Mal . . .“

„Wohl bekommen!“ rief es. Einer hob sein Glas. Man tat Bescheid, doch schweigend, halb beschämt über die Unterbrechung, aber seiner verlangte, daß Anton fortfahre; verlegene Gesichter und erleichtertes Ausatmen bemerkend, wurde er schmerzlich den Kopf schüttelnd, stillte. Bald darauf verließ er mit summendem Grins die Kunde.

Als er gegangen war, tippte einer der Gäste mit dem Zeigefinger an die Stirn und man zuckte die Achseln. „Was haben Sie denn gestern von Gruber erfahren?“ fragte jemand den alten Herrn mit den frischroten Büchlein. Der lachte sehr vergnügt und erzählte dann: „Der Direktor hat mir es selbst berichtet. Gestern um Mittag, als mehrere Sträflinge im Hofe eine Arbeit verrichten mußten, war es einem von ihnen mit Hilfe einer Leiter, die zusätzlicherweise gelassen worden war, gelungen, über die Mauer zu entkommen. Man bemerkte dieses erst nach einer gewissen Weile, indessen der Flüchtling Zeit hatte, sich draußen umzutzen. Auf der Suche nach ihm den Langenberg hinaufkletternd, erzielten ein Wärter und ein Polizist aufwärts vor ihnen Herrn Gruber, der sich eben bemühte, ihnen aus dem Wege zu gehen. Das setzte den zwei Männern aus und sie rapportierten, nach erfolgloser Jagd zurückkehrend, dem Direktor ihre Beobachtung. Dieser geht ins Nebenbüro, wo Herr Gruber außer seinem Beruf täglich noch Schreiberdienste tut; er findet ihn an der Arbeit und fragt: „Herr Gruber, wissen Sie, daß Mr. 21 fort ist?“ „Ja,“ sagt der Gefragte. „Wann haben Sie es vernommen?“ forschte jener weiter. „Der Flüchtling begegnete mir auf dem Langenberg,“ war die Antwort. „Wie? Sie haben ihn gesehen, ihn nicht angehalten, auch keinen Lärm gemacht, noch Anzeige bei mir . . . was soll das heißen?“ Unser Gruber bleibt ganz ruhig und spricht: „Herr Direktor, der Mann hat mich, als er an mir vorbeiging, vertrauensvoll gegrüßt . . . ihn anzuhalten oder Meldung zu machen, das hätte ich nicht über mich gebracht . . . Herr Direktor, hören Sie mich . . . der Mann ist gut, er wird niemanden mehr schaden, ich bürgte für ihn.“

„Zum Teufel, wer fragt danach!“ schreit der Erzürnte. Unser Herr Gruber hört dann mit Resignation die folgenden Vorwürfe und Drohungen des Direktors an und sagt kein Wort mehr.“

Zudeßnen waren noch mehr Gäste gekommen und man hatte, näher zusammenrückend, ihnen Platz gemacht. Man blieb an diesem Abend lange beieinander, bis zur Mitternachtssonne. Zu diese hinein ertönten auf einmal die schauerlichen Laute der Alarmsirene vom höchsten Turme der Stadt, und ihnen antwortend

gelosten bald, immer stärker, immer dringender die Feuerhörner durch die Straßen. Die Zecher sprangen empor, einige lisen hinaus und kamen mit dem Bericht zurück, daß es im Zuchthaus droben brenne, der ganze Himmel röte sich. Ein Herr rief: „Ich geh' zum Brandplatz, will sehen was Gruber macht, wer kommt mit?“ Hast die ganze Gesellschaft erklärte sich bereit, ihm zu folgen.

Das Zuchthaus, die Verwandlung eines früheren Klosters, stand in unmittelbarer Nähe der Stadt am Berge. Man hatte wenig an dem mächtigen Gebäude geändert oder zu ändern vermocht und bei dem neuen Zweck war sein Charakter der alte geblieben. Nur unfreundlicher schaute es aus dem hohen Mauerquartel, welches ihm mit seiner Anfassung willen angetan worden war, hinunter auf das Häusergewirr. Zeit, mitten in der Nacht, vom Feuer ergriffen, leuchtete es als ungeheure Fackel ins Tal und weckte die Menschen aus dem Schlaf.

Zu helfen war wenig gegen die überstarke Flut, man rettete vor ihr was noch zu retten war, man versuchte sie vom Ersticken einiger Nebengebäude abzuhalten und ergab sich im übrigen dem packenden Schauspiel. Die Gefangenen standen geborgen und wohlbewacht abseits im Hof und seines ihrer vom Feuer beleuchteten Gesichter verbarg die Erregung über die Flammen, welche einen Ort verzebrten, der durch seine altertümliche Einrichtung allein schon, und den damit bedingten schlimmen Verhältnissen Marter und Qual gewesen war. Plötzlich stieß jemand unter ihnen einen Schrei aus, sprang durch den Wärterkreis und wiss rufend und hinschauend nach dem rechten Flügel des brennenden Gebäudes. Die Gäste folgten ihm und nun sahen auch andere an ein vergittertes Fenster gedrückt das bleiche angstvolle Gesicht eines Mannes. „Lehrer Gruber!“ riefen mehrere Stimmen, und ein zweiter der Sträflinge sprang augenblicklich aus der Reihe. „Helft ihm, helft ihm!“ schreinend.

Die Feuerwehrmänner schüttelten den Kopf die Stiegen dort hinauf ging keiner mehr, und von ansehen, auf einer Leiter, konnte dem Armen schwerlich noch Hilfe gebracht werden, denn die Eisengitter waren sehr stark, es brachte Zeit zum Losbrechen, oben vom weit vor springenden Holzwerk aber drohte fortwährend Gebalk herabzufallen und dazu mußte jeden Augenblick das Einstürzen des Dachstuhles befürchtet werden. Der Versuch wurde immerhin gewagt, die Leiter angelegt und von einem Mutigen, mit Werkzeugen versehen, bestiegen; indessen brausten Wasserströme zu dem in Rot Befindlichen hinauf. Die Sträflinge waren in größter Anspruch und versetzten zitternd das aussichtslos scheinende Vorhaben des Mannes; die zwei aus den Reihen Gesprungenen aber, zu denen der Direktor getreten war, wechselten wenige Worte mit diesem, ließen dann zum Brunnen im Hofe, stürzten sich ins Wasserbehältnis, kamen triefend wieder heraus und stürmten ins brennende Haus.

Zwei Minuten später brach ein Teil des Zuchthauses und mit ihm die Stiegen, auf welchen die zwei Männer ihrem Lehrer zu Hilfe geeilt waren, in sich zusammen. Die Versuche von außen hatten schnell aufgegeben werden müssen. Lautes Schluchzen ertönte aus den Reihen der Sträflinge.

Man fand die drei verbrannten Leiber. Beisammen lagen sie, die zwei Sträflinge, und der Lehrer in der Mitte. Es waren jene beiden Unglückslichen, von welchen er den versammelten Stammgästen am versoffenen Abend hatte erzählen wollen.

Feuilleton.

In der Mark. Als Landshaft besitzt die Mark Brandenburg keinen guten Ruf und hat ihn wohl auch noch nie verloren. Sehr mit Unrecht. Wohl bietet ihr Wild nichts Aufdringliches, nichts grell Herausforderndes. Wer aber absichts der großen Heerstraße zu wandern versteht, dem gibt sich eine Fülle seiner, intimer landschaftlicher Freize, wie sie nur dem Flachlande eigen sind, nur in den weiten Ebenen angetroffen werden. An solchen landschaftlichen Schönheiten ist die Mark Brandenburg in allen ihren Teilen reich; eine Ausnahme macht vielleicht nur der Südwesten, wo die Höhenzüge des Fläming ihre Sanddünen grenzwärtig gegen das mitteldeutsche Land aufgebaut haben.

Fast überall gibt sich die Mark anders. Das Gesicht, das sie uns an der Oberspree zeigt, ist nicht das gleiche, wie in der Gegend der Havelseen. Im Spreewald schaut sie anders drein, als in der wald- und steinreichen Uckermark. Das Odertal repräsentiert sich in einem anderen Gewande, als die Niederungen, durch welche die Zuflüsse der Elbe ziehen. Und inmitten dieses einheitlichen, aber in den Einzelheiten doch wechselreichen Landschaftsbildes liegen kleine, verträumte Städtchen, deren Namen noch vor einem halben Jahrtausend einen guten Klang hatten, die aber heute, in den Hintergrund gedrängt von dem Parvenu Berlin, ein gar beschämliches Dasein fristen. Jemand etwas aus ihrer „großen Vergangenheit“ besitzen sie meist alle noch: einen Turm, ein Tor, ein bröckelndes Stück Stadtmauer, ein altes Rathaus, einen rissigen Steinrosenland. Diese Trümmer, an denen vielfach weidlich herumgeschickt worden ist, sind denn auch ihr ganzer Stolz; die werden dem Fremden gezeigt, den der Zufall in ein solch weltentlegenes Nest führt.

Aber die Fremden machen sich — wenn es nicht Radler oder Handlungsreisende sind — in den märkischen Landstädten recht rar.

Und doch ist da keineswegs ein Ort wie der andere. Nur weniges haben sie alle gemeinsam: Die Langweiligkeit in der Anlage und Bauart der Hauptstraßen, das unsagbar spitze Kopfsteinpflaster und die im Sommer wenig angenehmen Riesenrinsteine, über die meist fürsorglich starker Bretter gelegt sind, damit neben der Nase nicht auch das Auge belästigt werde. Still und sonnig ist es auf diesen Straßen und Plätzen, die gewöhnlich von keinem Baum beschattet werden. Und wenn die fahreplanmäßigen Päpe in die Bahnhofshalle dieser Städte einrollen und die Hotelomnibusse über das fürchterliche Pflaster poltern, dann ergießt sich ja etwas wie ein Menschenstrom durch die Verkehrsadern dieser Orte. Aber nur auf Minuten. Und während dieser Minuten quetscht alles, was Neugier plagt, die Nase an die Fenster, um die Sensationen des Tages so ausgiebig wie nur irgend möglich auszukosten.

Nur zur Marktzeit und in den sommerlichen Spätmittagsstunden pulst auch in der märkischen Kleinstadt das Leben höher. Dann geht es — wenn die Sonne bereits tief am westlichen Himmel steht — hinaus nach dem Stadtwäldchen, dem Schützengarten oder einer ähnlichen schattigen, öffentlichen Anlage. Die mit Strickstrumpf oder Stickearbeit bewaffneten Mütter und erwachsenen Töchter machen den Vortrag. Die Väter kommen später: nach Geschäftsschluß. Dann wird geslotscht und gespöttelt und verleumdet. Natürlich brauchen nur diejenigen mit ihrem Fell herzuhalten, die nicht anwesend sind. Doch so etwas gehört glücklicherweise auch nur zu den Bourgeoisprivilegien.

Und diese Privilegien sterben in der märkischen Kleinstadt mehr und mehr aus. Auch diese stillen, halbvergessenen Orte werden nacheinander von der Industrie aufgesucht, die hier, wo der Grund und Boden noch nicht allzu teuer ist, ihre Fabriken errichtet und ein modernes, klassenbewußtes Proletariat großzieht. Die wachsende Zahl der für die sozialdemokratischen Kandidaten bei den letzten Reichstagswahlen abgegebenen Stimmen gibt hierfür den besten Beweis.

Doch noch hat diese Industrie in einzelnen Orten nur wenig an dem landschaftlichen Charakterbild zu ändern vermocht. Vor der Stadt ragen wohl hier und da ein paar Schlote. Oder ein langgestreckter Fabrikbau drängt sich mit knalligem Ziegelspatz wichtigtuend dem Auge des Beschauers auf. Das ist meist das Ganze. Am Stadtbild selbst hat das

nichts zu ändern vermocht. Das Städtchen liegt da, wie es vor Jahrhunderten gelegen. Durch Straßen, die von Scheinen und Schuppen und Ställen flankiert sind, geht es hinein in die „innere Stadt“, wo sich um eine oft mit einem wunderlich gesetzten Turm versehene Kirche, ein viertel Hundert Häuser schlängeln, deren weiße, graue oder lichtbraune Häuser mit braunroten Ziegeln überdacht sind.

Anders auf dem flachen Lande, wo die Dörfer nicht gerade spärlich gesät sind, aber auch das, was sich stolz Stadt nennt, fasst einen dorfähnlichen Charakter trügl. Wo hier nicht gerade die Gegend

und Braun und Gold voller und kräftiger hindurch liegen. An Blumen sind die märkischen Wälder nicht sonderlich reich. Ein paar Lichtensteinen und einige bescheidene Mantillenarten tupfen mit ihrer wenig aufdringlichen Farben die graugrüne Street des Heidebodens. Nur an den Männern dieser stillen Wälder, in denen gelegentlich ein Hahn ruft; eine Eule schwächt oder ein Specht hämmert, farbt es sich bunter. Dort haben es sich die Sträucher heimisch gemacht, die sich im Frühling mit weißen Blüten und im Herbst mit blauen Schlehen behängen. Dort leuchtet die Primel in gelben Flecken; dort hat das Ackerhornkraut seine weißen Schleier gebreitet, und um die Wachtippen, die der finstere Wald bis an den Rand der Heide ausgestellt hat, gelb und rot und rosa von Hahnenfuß, Mückenschwanz,

Kund wieder anders ist das Wild, wenn es so nennen die Bewohner der Mark für Gelände — das Land durchschneidet. Dann um die Pfingstzeit herum alles in Weiß und Blume drängt sich an Blume. Kein Baum ihnen hier den Boden streift und nur Gräben, Weidenträppel und dünne Pappelstäbe wagen sich in dies wasserreiche Niedland. Wie aber der Sumpf zum See wird und zwar zum See mit scharfkriessigen, schilfbestandenen Rändern, drängt sich wieder der Wald bis hart ans Wasser heran. Laubwald ist es meist: Buchengehölz, das seine grauen Stämme glatt und gerade zur Sonne hebt und mit weitausgehenden Kronengeäst gegen alle aufdringlichen Mittagsstrahlen schient und schützt. Schwarz und still ist das Wasser dieser märkischen Waldseen, und kühl ist es in ihrer unmittelbaren Nähe selbst an den heißesten Sommertagen. Mag auch die Sonne noch so hell auf der Mitte ihrer Spiegel flimmern. An den Männern sind sie schattig und kühl und einladend zur Ruhe und zur Träumerei. Oder es ist auch ein Dorf einfach und schlicht und anspruchlos, wie es ein märkisches Fischerdorf sein kann, am erbaut. Dann gibt es da sicher ein Wirtshaus am See und bei diesem Wirtshaus ein in dem man hinausrudern kann, die lockende Fläche, um die das Röhricht rauscht, es wie das Atmen einer versteckt oder wie das Seufzen einer Klingt. In diesen Wäldern und Seen nektarne Mark. Wohl haben wir stolzere Wälder, statt aufzuweisen. Aber die intimen Steine, an feingetönten Übergängen die durchweg in einem warmen Baumgrün gehalten sind, wird nur selten ein Stück Erde dem märkischen Landschaftsbild eine Parallele bieten können. Alles Grandiose und Nebelwältige fehlt hier. Herbheit und Eleganz dominieren. Aber aus ihnen geht jene Einheitlichkeit hervor, die sich zu Stil und Eigenart runden und der Mark jenes Gepräge gibt, das sich dem sie mit offenen Sinnen Durchwandernden nie verbirgt.

Das Landschaftsbild der Mark ist das der Ebene. Nichts springt aus dem Gesamtkarakter heraus, nichts gibt sich aufdringlich, nichts will das Auge bestechen. Fast ruhig mutet der erste Anblick an; doch durch längere Betrachtung gewinnt das Bild, das reich ist an bescheidenen, aber intimen Steinen. Das dunkle Grün der Wälder, der braune schwarze Glanz der Wasser und das stumpfe Blau des selten unbewölkten Himmels gehören zusammen und binden sich zu einer verträumten schwarzweinigen Harmonie. Das ist der Grundton des märkischen Landschaftsbildes. Findet sich auch hier und da Abweichungen von ihm, so er schimmert doch überall durch und lässt sich nirgends völlig verleugnen. Nordisches Kolorit, das gedämpfte Töne, dunkle Farben mit weichen, verschwimmenden Übergängen. Am charakteristischsten hierfür sind die Landschaftsbilder, die der Spreewald, die Havelseen und die Uckermark bieten.

Unsere Bilder zeigen einzelne schlichte Motive aus der Mark: eine Mühle, eine Dorfstraße, ein Stück Landschaft. Viel auf ihnen zu sehen da nicht; schon weil die Farbe fehlt. Wer sich aber in diese landschaftliche Anspruchslosigkeit zu lassen und zu vertieften versteht, der wird auch den Deutschen Reiches — Sprichwörtlichen Streusandbüchse —

In der Mark: Vor dem Dorfe.

eine derartige ist, daß fast jedes Stückchen Erde landwirtschaftlich ausgenutzt wird, da findet sich noch viel Eigenartiges, Schönes, nur in der Mark Brandenburg zu Beobachtendes. Doch derartige Idylle wollen gesucht werden. Sie sind im Norden der Mark häufiger als im Süden. Die Gegenseite zwischen Wald und Wasser schaffen sie zumeist.

Und so herb und hart diese Landschaftsbilder auch im ersten Augenblick anmuten, um so tiefer prägen sie sich den Sinn ein. Nicht die Felder sind es, deren grünbestandene Gebiete sich in monotoner Gleichförmigkeit ineinanderreihen. Die vielen immer dasselbe Bild: Kartoffelkraut, Roggen, Mürben, Lupinen. Hier und da mal ein



Einfahrtsstraße in ein märkisches Dorf.

zwischen. In der märkischen Feldwirtschaft dominiert die Kartoffel. Mit ihr sind weitauß die meisten Acker — wenigstens in der unmittelbaren Nähe der größeren Städte — bestellt; die Zusammensetzung des märkischen Bodens eignet sich auch vorzüglich für ihr Gedeihen. Wo aber nicht Felder in unabsehbarer Weite sich dehnen, da geben dünle, schwärzgrüne Wälder den Hintergrund. Ernst und schwerjamig umziehen sie das Bild mit wuchtigen, schweren Strichen. Aber nur aus der Entfernung scheint das so. Geht man näher heran, dann spielen tausend Lichter in diese Einsiformigkeit hinein. Die tupfen das gelbbraune, starre Gras am Heiderande mit einem leichten Schimmer, lassen die schlanken Stämme der Föhren rostrot erglühen, legen ein goldiges Leuchtern um die Büschel der langen grünen Nadeln und lassen den matten Himmel durch all dieses Grün